

Philosophische Bibliothek

Lucius Annaeus Seneca
Philosophische Schriften IV

Briefe an Lucilius. Zweiter Teil

Briefe 82–124

Meiner





LUCIUS ANNAEUS SENECA

Philosophische Schriften IV

BRIEFE AN LUCILLUS
ZWEITER TEIL
BRIEFE 82–124

Übersetzt, mit Einleitungen
und Anmerkungen versehen von
Otto Apelt

FELIX MEINER VERLAG
HAMBURG

PHILOSOPHISCHE BIBLIOTHEK BAND 190

Im Digitaldruck »on demand« hergestelltes, inhaltlich mit der Ausgabe von 1924 und der Sonderausgabe von 1993 identisches Exemplar. Wir bitten um Verständnis für unvermeidliche Abweichungen in der Ausstattung, die der Einzelfertigung geschuldet sind. Weitere Informationen unter: www.meiner.de/bod.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind im Internet abrufbar über <<https://portal.dnb.de>>.

ISBN 978-3-7873-4527-4

ISBN eBook 978-3-7873-2787-4

© Felix Meiner Verlag GmbH, Hamburg 1924/1993. Alle Rechte vorbehalten. Dies gilt auch für Vervielfältigungen, Übertragungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen, soweit es nicht §§ 53 und 54 UrhG ausdrücklich gestatten. Gesamtherstellung: BoD, Norderstedt. Gedruckt auf alterungsbeständigem Werkdruckpapier. Printed in Germany.
www.meiner.de

Inhalt

*Vierter Band: Briefe an Lucilius
Zweiter Teil — Brief 82-124*

Einleitung	v
Briefe	
82. Bekämpfung der Todesfurcht	1
83. Rechenschaft über sein Tagestreiben, vor allem über seine Lektüre und die dadurch gegebene Anregung zum Nachdenken über mancherlei Dinge und zwar hier über gewisse Mißgriffe der Stoiker und ihrem Beweisverfahren. Ausführliche Kritik ihrer Ansichten über die Trunkenheit	10
84. Wie soll man es mit der Lektüre halten, um sie fruchtbar für sich zu machen?	20
85. Verteidigung der stoischen Lehre, daß der Weise von allen Affekten frei sein müsse	24
86. Die Villa des Scipio, ein Gegenbild zu der Üppig- keit der Gegenwart. Gärtnerische Belehrungen	37
87. Verteidigung stoischer Sätze über Gut und Übel gegen landläufige Einwendungen	44
88. Betrachtungen über den Wert der freien Künste und Wissenschaften	56
89. Von der Einteilung der Philosophie	71
90. Die Leistungen der Philosophie. Eine Berichti- gung der Ansicht des Posidonius	80

91.	Mahnung zu innerer Gefäßtheit gegenüber auch dem größten Unglück, aus Anlaß der Nachricht von dem Riesenbrand, der das schöne Lugdunum (Lyon), die Heimat des Liberalis, bis auf das letzte Haus vernichtet hat	97
92.	Der allein unbedingte Wert der Tugend	105
93.	Trostschreiben an Lucilius aus Anlaß des Todes des Philosophen Metronax	117
94.	Kritik der Ansicht des Stoikers Ariston von Chios, daß die spezielle, auf Mahnungen im Einzelfall gerichtete Sittenlehre zu verwerfen sei	122
95.	Die besondere Sittenlehre ist zwar unentbehrlich, ist aber nur eine Ergänzung der allgemeinen Sittenlehre	147
96.	Von dem rechten Verhalten gegenüber eintretenden Widerwärtigkeiten	171
97.	Schlechte Menschen wird es immer und überall geben, aber der Strafe wird schließlich niemand entrinnen	173
98.	Das Glück hat seinen Rückhalt in anderen als den äußeren Gütern	178
99.	Trostschreiben an einen Vater, der seinen Sohn in zartem Alter verloren	184
100.	Über den Stil des Papirius Fabianus	194
101.	Betrachtungen über den Tod aus Anlaß des plötzlichen Todes des Cornelius Senecio	199
102.	Ist der Nachruhm ein Gut?	204
103.	Es ist leichter, sich vor der Tücke des Schicksals zu hüten als vor der der Menschen	213
104.	Ortsveränderungen können zwar auf den Körper bisweilen wohltuend wirken, uns aber nicht zur Seelenruhe verhelfen, die nur durch ernste innere Arbeit an uns selbst erlangt und durch das Vorbild erhabener Muster uns zu eigen gemacht werden kann	215

Inhalt III

105.	Wie sichert man sich gegen Gefahren von seitens der Menschen?	226
106.	Das stoische Dogma von der Körperlichkeit aller Güter	229
107.	Ratschläge zur Bekämpfung von Widerwärtigkeiten	232
108.	Die rechte Lehr- und Lernweise der Philosophie	235
109.	Kann der Weise dem Weisen nützen?	248
110.	Der Gunst der Götter erfreut sich, wer mit sich selbst versöhnt ist. Dieser innere Frieden aber auch inmitten der härtesten äußereren Bedrängnisse ist eine Gabe der Philosophie	254
111.	Sophistik und Philosophie	260
112.	Ein Unverbesserlicher	262
113.	Widerlegung der stoischen Lehre von den Tugenden als von lebenden Wesen. Uner sprießlichkeit dieser Betrachtungsweise	263
114.	Einfluß der Sitten auf die Schreibart	272
115.	Warnung vor allzu peinlicher Sorge für Glätte des Stils. Die Hauptsache bleibt immer die Bildung der Seele, die sich in dem Geschriebenen kund gibt	282
116.	Die Leidenschaften sind auszutilgen, nicht zu mäßigen	288
117.	Abweisung der Lehre der Stoiker, daß die Weisheit ein Gut sei, das Weisesein aber nicht	291
118.	Der Mensch soll sich durch sittliche Bildung unabhängig machen von der Gewalt des Schicksals	303
119.	Die Kunst reich zu werden	309
120.	Über den Ursprung der Erkenntnis des Guten und des Sittlichguten	314
121.	Haben die Tiere ein Bewußtsein ihres Zustandes?	322

122.	Die Verwerflichkeit der Nachtschlemmerei	330
123.	Lob der Genügsamkeit	336
124.	Sind es die Sinne oder ist es der Verstand, durch den das Gute erfaßt wird?	342
	Anmerkungen (zu den Briefen 82–124)	350

Einleitung

Die dieses Bändchen füllende Fortsetzung der Briefe des Seneca an seinen Freund Lucilius bringt uns zwar keine wesentlich neuen Züge zu dem Bilde, welches uns das erste Bändchen von des Verfassers Eigenart gewährt, ergänzt und verstärkt uns aber doch in willkommenster Weise den Eindruck, den dieser hervorragende Geist auf jeden empfänglichen Leser macht. Und zwar durchaus nicht zu seinen Ungunsten. Merkt man diesem Mitregenten des Erdballs auch nur im geringsten an, daß er sich durch die Höhe seiner Stellung gleichsam über die übrige Menschheit gestellt sieht? Ich wüßte keine Zeile seiner Schriften, in der auch nur eine Andeutung eines dieser Stellung nach gewöhnlicher Meinung entsprechenden Stolzes hervorträte. Im Gegenteil. Er gibt, was diesen Punkt anlangt, eher Anlaß zur Verwunderung darüber, daß von Selbstgefühl oder gar Hochmut auch nicht die geringste Spur zum Vorschein kommt. Er zeigt sich in dieser Hinsicht als echter Stoiker. Ja, er geht in dieser Richtung noch über das Durchschnittsmaß der Stoiker hinaus. Es wird wenige Männer in dieser Schule wie überhaupt in der Geschichte gegeben haben, die mit umfassender und einflußreicher staatsmännischer Wirksamkeit einen so ausgeprägten Zug nach der Seite beständiger Selbstprüfung und strengster Rechenschaftsablegung vor dem eigenen Gewissen vereinigten. Von früher Jugend auf war ihm das „Erkenne dich selbst“, und zwar im strengsten Sinne des Wortes, zur unerlässlichen Bedingung und zum beständigen Antrieb zu einem in seinen Augen überhaupt allein lebenswürdigen Leben geworden. Wie er körperlich von klein auf mit sich zu ringen hatte, so hat sein lebhaftes Naturell es ihm gewiß auch von Jugend auf schwer gemacht, so mancher Leidenschaft Herr zu werden. Aber an dem strengen Willen, diese Feinde seines Seelenfriedens zu bekämpfen, an der Entschlossenheit, den Weg zur Weisheit als der unerlässlichen Bedingung eines glücklichen

Lebens einzuschlagen, hat es ihm niemals gefehlt. Er läßt keinen Tag vergehen, ohne mit sich selbst strengstens ins Gericht zu gehen.

Seine Briefe sind vielfach beredte Zeugen dieser beständigen Arbeit an sich selbst. Alles, was ihn auch nur um einen Schritt vorwärts bringt auf dem Wege nach seinem erhabenen Ziel, findet in ihm den dankbarsten Empfänger. Oft genug fühlt man sich bei der Lektüre dieser Briefe an den Goethischen Spruch erinnert:

Wer fertig ist, dem ist nichts recht zu machen,
Ein Werdender wird immer dankbar sein.

Nie und nirgends stellt sich Seneca als einen Fertigen hin, im Gegenteil, stets nur als einen Werdenden. Und der unbefangene Leser wird an der Ehrlichkeit dieser Selbstzeugnisse nicht zweifeln. Seneca war gewiß kein Heiliger und bildete sich wahrlich nicht ein es zu sein, aber er war auch kein Sünder im gemeinen Sinne dieses Wortes. Er war ein Strebender im besten Sinne, voll Dankbarkeit gegen alles was ihn förderte, mochte es anregende Lektüre, mochten es gleichstrebende Freunde oder Lehrer sein. Wie herzlich anerkennend äußert er sich über Männer wie Attalus, Sextus, Fabianus und andere, denen er seine philosophische Bildung verdankt. Wie glücklich fühlt er sich, wenn er ein ihn packendes philosophisches Buch gelesen hat. Und wie anhaltend und umfassend war seine Lektüre, für die ihm auch der Reisewagen stets noch bequem genug war.

Das Hauptthema in der Unterhaltung mit seinen Freunden, deren Zahl nach den Andeutungen in unserem Briefen keine geringe gewesen sein mag, war gewiß auch die Philosophie, wie uns dies einer der Briefe lebendig vor Augen stellt: bei schlichter Bewirtung vertieft man sich alsbald in die Erörterung philosophischer Probleme, wobei der Hauptgesprächsführer kein anderer als Seneca selbst ist. Daß bei solchen Gelegenheiten neben dem Ernst auch der Scherz zu seinem Rechte kommen möchte, darf man nach manchen Andeutungen dieses oder jenes Briefes annehmen. Trotz aller grundsätzlichen Enthaltsamkeit war er kein Spielverderber und ließ bei aller Achtung vor den gebührenden Grenzen auch das Horazische „dulce est desipere in loco“ gelten. Daß es ihm an Laune und Witz nicht fehlte, bezeugen unsere Briefe in einem Maße, daß man nicht nötig hat sich dafür auch auf die Apocolocyntosis, diese geistsprudelnde Satire auf den Kaiser Claudius, zu berufen.

Die Themen dieses zweiten Bandes zeigen ähnliche Abwechslung wie die des ersten. Warnung vor Verschwendung der Zeit, dieses köstlichen Gutes, das uns für die Förderung unseres

inneren Menschen zu Gebote steht, Bekämpfung der Todesfurcht als des schlimmsten und verbreitetsten Plagegeistes der Menschheit, in allen Tonarten wiederholter Appell an das Ehrgefühl der Menschen, sich nicht zu Knechten des Schicksals zu erniedrigen, sondern sich zu Herren desselben zu machen, Warnung vor ausschließlicher Hingabe an die zerstreuende und auf die Dauer stets enttäuschende öffentliche Geschäftstätigkeit, Warnung vor Genußsucht, Üppigkeit, Schlaffheit, Empfehlung einer nicht der trägen Ruhe, sondern dem ernstesten Studium der Philosophie als der Wegweiserin zu einem glücklichen Leben gewidmeten Muße — das sind die Grundmotive, die in allen möglichen Variationen behandelt werden. Dabei verfügt er aber über hinreichend künstlerischen Geschmack, um die dem Leser durch schwierigere Partien zugemutete Anstrengung durch unmittelbar ansprechende Schilderung sei es landschaftlicher Schönheiten, sei es interessanter Reiseerlebnisse, sei es gärtnerischer Fragen und dergleichen, zu vergüten.

Was aber unseren zweiten Teil der Briefe von dem ersten einigermaßen unterscheidet, ist der Umstand, daß die Auseinandersetzungen des Seneca mit seinen Schulgenossen, den Stoikern, hier einen weit breiteren Raum einnehmen als in den vorhergehenden. Die Ausdehnung der einschlägigen Betrachtungen ist mitunter so groß, daß es sich mehr um Abhandlungen als um Briefe zu handeln scheint. Dessen war sich niemand klarer bewußt als Seneca selbst, der denn nicht verabsäumt, darüber hie und da seine Scherze zu machen.

Bei diesen Auseinandersetzungen mit dem oder jenem Stoiker, sei es älterer, sei es jüngerer Generation, ist es erfreulich den Unmut und Abscheu zu beobachten, den Seneca vor den leeren Spitzfindigkeiten und logischen Künsteleien so mancher berühmter Häupter der Schule hat, welche sich aus der unfruchtbaren und geschmacklosen Verquickung von Logik und Ethik geradezu eine Art von Gewerbe machten. Kann man ihn selbst, den Seneca, auch nicht von gewissen Verstiegenheiten in seinen Anforderungen an die Sittlichkeit freisprechen, so war es doch nichts weniger als diese unselige Verquickung von Dialektik und Ethik, die dafür verantwortlich wäre, sondern gewisse psychologische Vorurteile, die mit seiner Gemütsanlage und seinen persönlichen Erfahrungen in enger Verbindung stehen. Im allgemeinen kann man sagen: Seneca verliert bei aller Schärfe seiner sittlichen Forderungen doch nie ganz den Boden unter den Füßen. Er verhilft in der Polemik dem natürlichen Verstand meist zu seinem

Recht. In der Entscheidung schwieriger Fragen ist seine eigene Logik nicht immer ganz einwandfrei. Aber sein immer waches natürliches Gefühl für das Rechte ist bei ihm mächtiger als logische Subtilität und bleibt für die Schlußentscheidung in der Regel maßgebend.

Es sei übrigens bemerkt, daß diese Auseinandersetzungen mit gewissen Schulhäuptern für uns deshalb von besonderem Wert sind, weil sie uns wertvolle Bruchstücke liefern für die nähere Kenntnis von so eigenartigen und verhältnismäßig selbständigen Denkern wie Ariston und Posidonius.

Man kann in diesen Briefen, ja vielleicht in der ganzen früheren Prosachriftstellerei Senecas eine Vorbereitung sehen für das beabsichtigte große Gesamtwerk über die Ethik, auf das er in den ersten an verschiedenen Stellen hinweist. Es scheint sogar, als wäre er schon an die Ausarbeitung herangetreten. Zur Fertigstellung ist es bekanntlich nicht gekommen. Ob zum Schaden für seinen schriftstellerischen Ruhm? Ich möchte es kaum glauben. Nicht als ob der Stil des Seneca nicht auch in diesem Werke dem Geschmack des Publikums entsprochen haben würde; aber der systematische Charakter des Ganzen würde doch dem Werke eine gewisse Eintönigkeit auferlegt haben, welche ganz erheblich von dem lebendigen Bilderwechsel abgestochen haben würde, den den römischen Lesern wie auch uns noch die Briefe bieten. Was uns anlangt, so würden wir an dieser abschließenden Arbeit des Philosophen gewiß eine außerordentlich reiche Fundgrube für unsere Kenntnis der Geschichte der griechischen Philosophie erhalten haben; aber den zeitgenössischen Lesern würde es wohl etwa vorgekommen sein, als ob sie, von dem male rischen thessalischen Tempel herkommend, sich an den Anblick der großen thessalischen Ebene gewöhnen müßten.

Zum Schluß sei noch bemerkt, daß es nach Zitaten in den Noctes Atticae des Gellius ursprünglich noch eine Anzahl von Briefen gab, die in unseren Handschriften fehlen.

Berichtigungen zum vierten Band

S. 303 ist die Anmerkungsnummer ²³⁹) zu streichen, S. 304 ist die Anmerkungsnummer ²⁴⁰) durch ²³⁹) zu ersetzen und S. 305 bei der Anmerkungsnummer ^{240a}) das ^{a)} zu streichen.

Lucius Annaeus Seneca

Briefe an Lucilius

Zweiundachtzigster Brief Bekämpfung der Todesfurcht

Nun bin ich außer aller Sorge um dich. „Welcher Gott aber“, fragst du, „ist dir Bürge dafür?“ Nur getrost, ich habe einen, der niemanden täuscht, dein Herz nämlich, das erfüllt ist von Liebe zum Rechten und Guten. Dein bester Teil ist wohl geborgen. Gewiß: vor Schicksalsschlägen bist du nicht sicher; aber daß du dir selbst Schaden tust, brauche ich nicht zu fürchten, und das ist doch weit wichtiger. Schreite nur weiter auf dem von dir eingeschlagenen Weg und befleißige dich eines friedvollen, nicht eines behaglichen Lebens. Lieber soll es mir schlecht gehen als daß ich behaglich lebe. „Schlecht“ nehme ich hier in dem Sinne, in dem es der gemeine Mann in der Regel versteht, nämlich als hart, rauh, mühselig. Wir hören oft, daß man das Leben gewisser Leute, die man beneidet, mit den Worten preist: „er führt ein behagliches Leben“, was nichts anderes besagt als: „er ist ein Weichling“; denn mit der Zeit schwächt sich die Seelenkraft und verflüchtigt sich zu der Nichtigkeit der Ruhe und Trägheit, in deren Banden sie liegt; denn es stände doch einem Manne ein Zustand erstarrender Härte weit besser an. Dazu kommt noch, daß diese Lustlinge den Tod fürchten, dem sie ihr Leben doch ähnlich gestaltet haben. Es ist ein großer Unterschied zwischen Muße und Grab. „Wie?“ fragst

du, „wäre nicht selbst ein Ruhestand solcher Art immer noch besser als sich vom Strudel der Geschäftstätigkeit umtreiben zu lassen?“ Beides ist gleich verabscheuungswürdig, das Gefühl der Überlastung und die erstarrende Stumpfheit. Ich glaube, es kommt auf eins heraus, ob einer von Wohlgerüchen umduftet da liegt, oder ob er vom Henker am Halseisen fortgeschleppt wird: beide sind dem Tode verfallen. Muße ohne Wissenschaften ist Tod, ist das Grab eines Lebenden. Was nützt es denn dann überhaupt, in der Zurückgezogenheit zu leben? Als ob nicht auch über das Meer hin uns die Ursachen unseres Kummers folgten. Wo gibt es einen Schlupfwinkel, zu dem der Todesfurcht der Eintritt verwehrt wäre? Welche Lebensruhe wäre so wohlverwahrt und auf so tiefem Grund errichtet, daß kein Schmerz ihr Schrecken zu bereiten vermöchte? Birg dich, wo du auch willst, dein Ohr wird den Mißlaut menschlichen Mißgeschicks vernehmen. Vieles dringt von außen auf uns ein, das uns mit Täuschungen oder Bedrängnissen heimsucht, vieles steigt aus unserem Inneren auf, das inmitten der Einsamkeit zum Ausbruch kommt.

Die Philosophie muß unsere Schutzwehr bilden. diese uneinnehmbare Mauer, die durch das Schicksal nicht überwältigt wird trotz aller kunstvollen Angriffsmittel. Jedem Ansturm gewachsen ist die Seele, die auf alles Äußere verzichtet hat und in ihrer Burg sich zur Wehr setzt. Kein Geschoß kann bis zu ihrer Höhe dringen. Das Schicksal hat keine langen Arme, wie wir glauben; es überwältigt keinen, der sich nicht an es anklammert. Darum wollen wir soviel als möglich seiner Nähe ausweichen, eine Leistung, die nur möglich ist auf Grund der Kenntnis einerseits unseres eigenen Innern anderseits der Natur. Der Mensch soll wissen, wohin er seinen Weg zu richten hat, von

wannen er gekommen, was für ihn gut sei, was übel, was zu erstreben, was zu meiden, was es mit jener Vernunft auf sich habe, die den Unterschied bestimmt zwischen dem Begehrenswerten und dem Verwerflichen, die die Raserei der Begierden beschwichtigt und dem Grauen vor den Schrecknissen wehrt. Manche glauben sich dieser Fehler durch die ihnen eingeborene Kraft auch ohne Philosophie erwehrt zu haben. Aber wenn einer in seiner (eingebildeten) Sicherheit sich von unvorhergesehenen Widerwärtigkeiten überrascht sieht, dann bekennt er sich notgedrungen endlich zur Wahrheit. Die großen Worte verfangen nicht mehr, wenn der Folterknecht ihn an der Hand führt, wenn es mit dem Tode Ernst wird. Dann wären einem solchen gegenüber wohl folgende Worte am Platze: Abwesende Übel herauszufordern hatte wenig auf sich: hier hast du sie nun, den Schmerz, den du als erträglich hinstelltest, den Tod, über den du dich so kaltblütig äußertest; jetzt fauchen die Geißeln, jetzt blitzt das Schwert¹⁾.

Jetzt bedarf es des Muts, jetzt standhaften Sinnes, Aneas! Was uns aber zu dieser Festigkeit verhilft, ist anhaltendes Nachdenken, vorausgesetzt, daß du es dabei nicht auf Fertigkeit in Wortplänkeleien abgesehen hast sondern auf Seelenbildung, wenn du dich also wirklich bereit machst auf den Kampf mit dem Tode, zu dem dich derjenige nicht anspornen und fähig machen wird, der durch allerhand Sophistereien uns einzureden sucht, daß der Tod kein Übel sei. Denn ich fühle mich aufgelegt, mein trefflicher Lucilius, zu lächeln über die Kindereien der Griechen, deren ich mich, mir selbst zur Verwunderung, noch nicht ganz entledigt habe. Unser Zenon²⁾ bedient sich folgender Schlußfolgerung: „Kein Übel ist rühmlich. Es gibt aber einen rühmlichen Tod: also ist der Tod kein Übel.“ Du hast's erreicht: ich bin der Furcht nun

ledig: künftig werde ich meinen Nacken ohne Bedenken darbieten. Heißt das wirklich ernsthaft reden und nicht vielmehr einen Sterbenden zum Lachen bringen? Ich kann dir wahrhaftig nicht leicht sagen, was von beiden abgeschmackter ist, ob zu glauben, man könne durch solch eine Folgerung die Todesfurcht bannen, oder sich auf einen Lösungsversuch einzulassen, als ob damit der Sache gedient wäre. Hat doch Zenon selbst diesem Schlusse einen anderen, mit ihm im Widerspruch stehenden entgegengestellt, der sich darauf stützt, daß wir den Tod zu den gleichgültigen Dingen rechnen, die von den Griechen *ἀδιάφορα* genannt werden. „Nichts Gleichgültiges“, heißt es da, „ist rühmlich. Der Tod aber ist etwas Rühmliches, also ist der Tod nicht gleichgültig.“ Du siehst, wo hier die Erschleichung liegt; nicht der Tod an sich ist rühmlich sondern nur der tapfere Tod. Und wenn du sagst: „Nichts Gleichgültiges ist rühmlich“, so lasse ich dies nur insoweit gelten, als es sich mit der Behauptung verträgt, die ich vertrete, nämlich, daß es nichts Rühmliches gibt, was sich nicht auf gleichgültige Dinge bezieht³). Als gleichgültige, das heißt als solche, die weder gut noch übel sind, bezeichne ich z. B. Krankheit, Schmerz, Armut, Verbannung, Tod. Nichts von alledem ist an sich rühmlich, aber auch nichts rühmlich ohne diese. Denn man lobt nicht die Armut, sondern nur den, der sich von der Armut nicht erniedrigen und beugen läßt. Man lobt nicht die Verbannung, wohl aber einen Rutilius, dessen Miene beim Abgang in die Verbannung gefaßter war, als wenn er die Verbannung verhängt hätte⁴). Nicht den Schmerz lobt man, sondern den, dem der Schmerz nichts anhat. Niemand lobt denn auch den Tod, sondern den, dessen Tod die Seele eher entweichen als fassungslos werden läßt. All die aufgezählten Dinge sind an sich weder ehrenwert noch rühmlich;

aber sobald die Tugend sich mit ihnen einläßt und sich mit ihnen befaßt, macht sie sie ehrenwert und rühmlich. Es kommt darauf an, ob die Schlechtigkeit sich mit ihnen zu schaffen macht oder die Tugend. Denn der Tod, der beim Cato ruhmvoll ist, ist beim Brutus schimpflich und schamlos. Ich meine nämlich den Decimus Brutus⁵⁾, der, als es zu sterben galt, Aufschub suchte und, um ein Bedürfnis zu befriedigen, sich entfernte, und zum Tode aufgerufen und gezwungen seinen Nacken darzubieten, sagte: „Ich werde ihn darbieten, so wahr ich zu leben wünsche“. Welcher Widersinn zu fliehen, wenn man nicht zurück kann! „Ich werde ihn darbieten, so wahr ich zu leben wünsche.“ Es fehlte wenig, so hätte er hinzugesetzt: „sogar unter Antonius“. Wahrlich, der Mensch hätte es verdient, am Leben gelassen zu werden.

Du siehst also: der Tod an und für sich ist weder ein Übel noch ein Gut! Dem Cato hat er zur höchsten Ehre gereicht; dem Brutus zur größten Schande. Das Hinzutreten der Tugend gibt jedem Ding eine Würde, die es an sich nicht hatte. Wir nennen ein Zimmer hell; das nämliche Zimmer ist in der Nacht vollständig dunkel: der Tag führt ihm das Licht zu, die Nacht raubt es ihm. So steht es mit allen Dingen, die wir als gleichgültige und eine mittlere Stellung einnehmende bezeichnen, als da sind Reichtum, Körperfunktion, Schönheit, Ehrenstellen, Herrschermacht, anderseits Tod, Verbannung, Krankheit, Schmerzen und was uns sonst mehr oder weniger mit Furcht erfüllt: entweder ist es die Schlechtigkeit oder die Tugend, die ihnen den Namen eines Gutes oder eines Übels verleiht. Eine Stoffmasse ist an sich weder warm noch kalt: wirft man sie in den Ofen, so erwärmt sie sich, senkt man sie ins Wasser, so wird sie wieder kalt. Der Tod wird ehrenvoll durch das, was ehrenvoll ist, also

durch die Tugend und eine auch das Schlimmste verachtende Gesinnung.

Indes es ist auch, mein Lucilius, unter dem, was wir als Mitteldinge bezeichnen, ein ganz erheblicher Unterschied. Denn mit der Gleichgültigkeit des Todes steht es nicht so wie mit den Haaren, wo nichts darauf ankommt, ob ihre Zahl eine gerade oder ungerade ist. Der Tod gehört zu jenen Dingen, die zwar kein Übel sind, aber doch wie ein Übel aussehen. Die Eigenliebe ist uns eingepflanzt sowie der Trieb nach Dauer und Selbsterhaltung, verbunden mit dem Widerwillen gegen die Auflösung; denn diese, glauben wir, beraubt uns vieler Güter und nötigt uns zum Verzicht auf diese Fülle von Annehmlichkeiten, an die wir uns gewöhnt haben. Dazu gesellt sich noch als weiterer Abschreckungsgrund der Umstand, daß wir unsere hiesige Umgebung kennen, während wir nicht wissen, was wir im Jenseits zu erwarten haben: vor dem Unbekannten schauert es uns. Zudem haben wir eine natürliche Furcht vor der Finsternis, der uns der Tod, wie man glaubt, zuführt. Gehört also der Tod auch zu den gleichgültigen Dingen, so doch nicht zu denen, mit denen man sich leicht abfinden kann. Es bedarf reichlicher Übung, um der Seele die Festigkeit zu geben, die imstande ist den Anblick und die unmittelbare Nähe desselben zu ertragen. Wir müssen der Todesverachtung mehr Gewicht beilegen als es gewöhnlich geschieht. Unser Glaube macht sich von dem Tode so mancherlei Vorstellungen. Viele erfinderische Köpfe haben gewetteifert, ihn immer mehr in Verruf zu bringen. Man hat ihn geschildert als ein unterirdisches Verließ, als eine von ewiger Nacht umhüllte Stätte, in der⁶)

Der gewaltige Wächter des Orkus

Über benagtem Gebein in blutiger Höhle sich lagert,
Durch endloses Gebell die Geister, die bleichen, erschreckend.

Aber magst du auch überzeugt sein, daß dies eine Fabelei ist, und daß es für die Toten nichts mehr gibt, was sie zu fürchten hätten, so stellt sich doch eine andere Furcht ein. Denn die Furcht, in der Unterwelt zu sein, bedeutet ihnen ebensoviel als überhaupt nirgends zu sein. Angesichts solcher widerstrebenden Vorurteile, die in einem tiefgewurzelten Aberglauben ihren Grund haben — wie sollte es da nicht rühmlich sein und zu den höchsten Leistungen der menschlichen Seele gerechnet werden, tapferen Mutes den Tod über sich ergehen zu lassen? Wird sich diese doch nie zur Tugend erheben, so lange sie den Tod für ein Unglück hält; dies wird ihr nur dann gelingen, wenn sie ihn für gleichgültig hält. Es liegt nicht im Zuge der Natur, daß einer frohen Mutes an das herantrete, was er für ein Übel hält. Langsam und zögernd wird er sich daran machen. Von Ruhm aber ist nicht die Rede bei dem, was man mit Widerstreben und Zaudern tut. Die Tugend tut nichts unter dem Drucke der Notwendigkeit. Man darf weiter sagen: von sittlich ehrenwerter Handlung kann nur da die Rede sein, wo man mit ganzer Seele dabei ist und nicht das leiseste Widerstreben in sich verspürt. Wo man aber an die Überwindung des Schlimmen herantritt, entweder aus Furcht vor noch Schlimmerem oder in der Hoffnung auf Güter, um deren Erwerbung willen es sich lohnt ein einziges Übel geduldig über sich ergehen zu lassen, da liegt ein Zwiespalt vor in der Art, wie der Handelnde urteilt: einerseits fühlt er sich aufgefordert, sein Vorhaben zu erreichen, anderseits hält ihn etwas zurück und scheucht ihn ab von der Sache als von etwas Verdächtigem und Gefährlichem. So wird er also nach entgegengesetzten Richtungen gezogen. In diesem Falle aber ist es um seinen Ruhm geschehen. Denn die Tugend vollzieht einträchtigen Sinnes ihre Beschlüsse.

Sie hat keine Angst vor dem, was sie tut⁷⁾.

Weiche dem Unheil nimmer; nein, tapferer geh' ihm entgegen
Wo das Geschick nur immer dir Bahn läßt.

Dein Mut zum Vorgehen wird nicht wachsen, wenn du glaubst es mit Unheil zu tun zu haben. Dergleichen Anwandlungen müßten aus der Brust entfernt werden. Sonst wird immer ein Mißtrauen hängen bleiben, das lähmend auf die Angriffslust wirkt. Man wird gleichsam geschoben, statt mutig selbst vorzudringen.

Unsere Schulgenossen wollen zwar jene erste Schlußfolgerung⁸⁾ des Zenon als wahr gelten lassen. wogegen sie jene andere, die ihr entgegengestellt wird, für trügerisch und falsch erachten. Ich richte mich in meinem Urteil nicht nach den Regeln der Dialetik und jenen Schlingen einer nichtigen Aterkunst; meines Erachtens ist diesem ganzen Unwesen der Garaus zu machen, wonach der Gefragte⁹⁾ sich in die Enge getrieben fühlt und, zu einem bestimmten Bekenntnis genötigt, etwas anderes antwortet, als er wirklich glaubt. Die Wahrheit will auf schlichtere Weise erwiesen, die Furcht mit stärkerem Mute bekämpft sein. Eben diese Sätze, mit denen sie sich soviel zu schaffen machen, möchte ich lieber durch Zergliederung auf ihren wahren Wert zurückführen, um zu überzeugen, nicht um einen überwältigenden Eindruck zu machen. Wer ein Heer in der Schlacht zu führen sich anschickt, das für Gattinnen und Kinder in den Tod gehen soll, wie wird er sie anfeuern? Ich verweise dich auf die Fabier, die den Krieg für den gesamten Staat auf sich, auf ihr eines Haus nahmen. Ich lenke deinen Blick auf jene Spartaner, die sich inmitten der Thermopylen kampfbereit aufgestellt haben, ohne Hoffnung auf Sieg oder Rückkehr: dieser Ort soll ihr Grab werden. Wie feuerst du sie dazu an, mit ihren Leibern dem Sturz

ihres gesamten Volkes vorzubeugen und lieber ihr Leben aufzugeben als ihren Posten? Willst du ihnen zurufen: „Ein Übel ist nicht rühmlich, der Tod ist rühmlich, der Tod ist also kein Übel?“ Wahrhaftig, eine wirkungsvolle Ansprache! Wer wird nach einer solchen noch zögern, sich in die feindlichen Schwerter zu stürzen und ohne Wanken zu sterben! Wie manhaft klingt dagegen des Leonidas Anrede an seine Kampfgenossen. „Genießet jetzt“, sagte er, „euer Frühmahl, bereit, die Abendmahlzeit in der Unterwelt zu halten.“ Das Essen ward ihnen nicht verleidet, der Bissen blieb ihnen nicht im Munde stecken, entfiel nicht ihren Händen: frohen Mutes gaben sie ihre Zusage, sowohl zum Frühmahl wie zu der Hauptmahlzeit. Und wie hielt es jener römische Offizier¹⁰⁾? Vor die Aufgabe gestellt, mit seinen Leuten einen Platz zu besetzen, zu dem er sich den Zugang durch eine dichte Feindesmasse erkämpfen mußte, warf er den Seinigen folgende Worte zu: „Jetzt, Kameraden, ist es unabdingte Pflicht, einen Platz zu erobern, von dem zurückzukehren ihr durch keine Pflicht gebunden seid.“ Du siehst, wie schlicht und gezielterisch die Mannestugend ist. Wo fände sich der Mensch, den eure Spitzfindigkeiten beherzter machen oder aus der Verzagtheit aufrichten könnten? Sie untergraben die Frische des Geistes, der niemals weniger bewegt und in kleinliche Spitzfindigkeiten eingezwängt werden darf, als wenn es gilt etwas Großes zu vollziehen. Nicht drei Hundert, nein sämtliche Menschen sollten der Todesfurcht ledig gemacht werden. Wie willst du ihnen die Überzeugung beibringen, daß der Tod kein Übel sei? Wie willst du die Wahnvorstellungen der Jahrtausende, die uns gleich von Kindheit auf begleiten, überwinden? Wie kannst du der menschlichen Schwäche Abhilfe schaffen? Mit welcher Art Zuspruch willst du sie anfeuern, sich

mitten in die Gefahren zu stürzen? Mit welcherlei Rede willst du diese einmütige Angst, mit welchem Aufgebot von Geist diese dir hartnäckig widerstrebende Überzeugung der Menschheit verschwinden machen? Kommst du mir mit verfänglichen Fragen und wirfst dich auf elende Fangschlüsse? Gewaltige Waffen sind erforderlich, um gewaltige Ungeheuer niederzuschlagen. Jenes entsetzliche Schlängenungetüm, das den Römern in Afrika furchtbarer war als der eigentliche Krieg¹¹⁾, wurde von ihnen vergebens mit Pfeilen und Schleudern bekämpft. Selbst der pythische Gott hätte ihm keine Wunde beibringen können¹²⁾; denn die gewaltige und verhältnismäßig feste Körpermasse ließ jede Waffe und jedes von Menschenhand geschleuderte Geschoß abprallen; erst mit Felsblöcken konnte man ihre Kraft brechen. Und gegen den Tod schleuderst du so winziges Gestein? Mit dem Pfriemen willst du den Kampf gegen den Löwen aufnehmen? Ja, spitzig ist allerdings, was du sagst; aber nichts ist spitzer als der Stachel der Kornähre; es gibt manches, was gerade durch seine Feinheit nutzlos und wirkungslos wird.

Dreiundachtzigster Brief

Rechenschaft über sein Tagestreiben, vor allem über seine Lektüre und die dadurch gegebene Anregung zum Nachdenken über mancherlei Dinge und zwar hier über gewisse Mißgriffe der Stoiker in ihrem Beweisverfahren. Ausführliche Kritik ihrer Ansichten über die Trunkenheit

Du forderst von mir Rechenschaft über jeden meiner Tage und zwar über ihren ganzen Verlauf. Du hast eine gute Meinung von mir, wenn du glaubst, daß ich von meinem Tagewerke nichts vor dir zu verbergen brauche. Ja, wir müssen so leben, als hätten alle ihre

Augen auf uns gerichtet, müssen so denken, als könne irgend jemand in die tiefsten Falten unseres Herzens blicken. Und er kann es. Denn was nützt es, daß irgend etwas vor den Menschen geheim gehalten wird? Der Gottheit bleibt nichts verborgen. Sie wohnt mit in unseren Herzen und findet Zutritt in unsere innerste Gedankenwelt. Darf ich denn aber von Zutritt reden? Das sieht ja so aus als würde sie sich auch wieder entfernen¹³⁾. Ich will also deiner Aufforderung folgen und dir gern mein Tagestreiben und die Reihenfolge der Vorgänge schildern. Ich werde mich fortan beobachten und, was von erheblichstem Nutzen ist, meinen Tag immer noch einmal an meinem Geiste vorüberziehen lassen. Was uns besonders der Schlechtigkeit in die Arme führt, ist ja eben dies, daß niemand auf seine Vergangenheit zurückblickt. Wir überdenken nur das, was wir tun wollen und auch das nur selten; was wir getan haben, machen wir nicht zum Gegenstand unseres Nachdenkens. Und doch ist die Vergangenheit der Wegweiser für die Zukunft.

Der heutige Tag gehörte vollständig mir selbst; niemand hat mir von demselben auch nur das Geringste entzogen. Er verlief ganz im Wechsel zwischen Lektüre und Ausruhen. Nur ein winziger Teil ward der körperlichen Übung gewidmet, und in dieser Beziehung bin ich meinem Alter zu Dank verpflichtet: es kostet mich nicht viel Zeit. Ich brauche mich nur zu bewegen, dann spüre ich auch schon die Müdigkeit. Das aber ist ja eben der Zweck der Körperübung selbst für die Rüstigsten. Nach meinen Vorturnern fragst du? Du weißt, es genügt mir ein einziger, Pharius, ein liebenswürdiger junger Bursche; doch es soll eine Änderung eintreten. Ich suche bereits nach einem anderen von noch linderer Art. Zwar sagt jener, wir machten beide dieselbe Krisis durch, nämlich daß uns beiden

die Zähne ausfallen. Aber schon jetzt hole ich ihn im Wettkampf kaum ein, und laß noch wenige Tage vergehen, dann werde ich es nicht mehr können. Mache dir also eine Vorstellung davon, was ich bei täglicher Übung täglich gewinne. Wenn zwei sich in entgegengesetzter Richtung bewegen, so wird bald ein großer Zwischenraum zwischen ihnen liegen. Wir steigen gleichzeitig jener aufwärts, ich abwärts, und du weißt, wie viel rascher das letztere sich vollzieht. Doch ich bin der Wahrheit untreu geworden. Denn bei meinem Alter handelt es sich nicht mehr um Absteigen, sondern um Fallen. Nun, wie ist aber der Wettkampf des heutigen Tages ausgefallen? So fragst du. Keiner von uns beiden hat gesiegt¹⁴⁾, ein Ereignis, das bei Wettkämpfern selten vorkommt. Unmittelbar nach dieser Ermüdung — denn Übung wäre zu viel gesagt — begab ich mich ins kalte Bad; so nenne ich das lauwarme. Ich, der eifrige Kaltbader, der ich immer am ersten Januar den Wassergraben begrüßte und das neue Jahr, das man gewöhnlich mit Lesen, Schreiben oder irgend welcher mündlichen Leistung beginnt, damit einweihete, daß ich in die Strömung der Aqua Virgo¹⁵⁾ sprang, verlegte zunächst mein Standlager an den (wärmern) Tiber, sodann in diese Badewanne, deren Erwärmung bei besonders tapferer Stimmung meinerseits und ehrlichem Verfahren allerseits der Sonne überlassen bleibt. So fehlt denn nicht viel mehr, und ich bin beim warmen Bade angekommen. Dann einige Bissen Brot und ein Frühstück ohne Eßtisch, nach welchem ich nicht nötig habe mir die Hände zu waschen. Dann nickte ich ein wenig ein. Du kennst meine Gewohnheit. Ich begnüge mich mit einem ganz kurzen Schlaf und spanne gleichsam nur aus. Es genügt mir, nicht mehr zu wachen. Manchmal weiß ich, daß ich geschlafen habe, manchmal vermute ich es nur. Horch, da erschallt der Lärm

vom Zirkus her; ein plötzlicher und allgemeiner Aufschrei schlägt an mein Ohr, aber er wirft mich nicht aus meinem Nachdenken heraus, unterbricht es nicht einmal. Das Getöse lasse ich mit größter Geduld über mich ergehen. Das Stimmengetön und Massengeschrei kommt mir vor wie das Brausen der Flut oder des Sturmes, der durch den Wald braust, oder was sonst bewußtlos ertönt.

Was ist also der jetzige Gegenstand meines Nachdenkens? Ich will es dir sagen. Mein Nachdenken verweilt noch bei seinem gestrigen Gegenstand, bei der Frage nämlich, was doch die einsichtsvollsten Männer damit beabsichtigten, wenn sie für die wichtigsten Dinge ganz leichtfertige und verdrehte Beweise aufstellten, die, gesetzt auch, daß sie wahr wären, sich doch wie Lügen ausnehmen. Der hochberühmte Zenon, der Gründer unserer manhaftesten und ehrwürdigsten Schule, will uns von der Trunkenheit abschrecken. Vernimm also die Schlußfolgerung, durch die er beweisen will, daß ein sittlich tadelfreier Mann nie berauscht sein werde: „Einem Trunkenen vertraut niemand ein Geheimnis an, einem tadellosen Menschen aber vertraut man Geheimnisse an, also wird ein Tadelloser nicht trunken sein.“ Man braucht ihm nur einen ähnlichen Schluß entgegenzuhalten, um zu sehen, wie lächerlich er sich damit macht. Gib acht. Bedarf es doch nur eines einzigen Beispiels von vielen: „Einem Schlafenden vertraut niemand ein Geheimnis an; einem sittlich tadelfreien Mann aber vertraut man ein Geheimnis an; ein sittlich tadelloser Mann also enthält sich des Schlafes.“ Posidonius nimmt sich der Sache unseres Zenon auf die einzige mögliche Weise an, aber auch so kann, wie ich glaube, der Sache nicht aufgeholfen werden. Er sagt nämlich, man brauche das Wort trunken in doppeltem Sinn; einmal bezeichne es

den, der vom Weine berauscht und seiner nicht mächtig ist; sodann den, der sich gewohnheitsmäßig betrinkt und diesem Laster verfallen ist. Zenon nun meine den gewohnheitsmäßigen Trinker, nicht den, der einmal betrunken ist; dem ersteren werde niemand Geheimnisse anvertrauen, die er beim Weine ausplaudern könne. Das ist nicht richtig. Denn der erste Schluß bezieht sich auf den, der betrunken ist, nicht auf den, der es vielleicht sein wird. Denn du wirst zugeben, es sei ein großer Unterschied zwischen einem Betrunkenen und einem Trunkenbold. Es kann einer, der trunken ist, dies zum ersten Male sein, ohne diesem Laster verfallen zu sein, und es kann anderseits ein Trunkenbold oft auch nicht betrunken sein. Ich nehme das Wort also in seiner gewöhnlichen Bedeutung, zumal, da es hier ein Mann anwendet, der streng auf Genauigkeit hält und seine Worte abwägt. Weiter wäre noch zu bemerken, daß, wenn Zenon es so verstanden hat und wir es so auffassen sollten, er durch Zweideutigkeit des Ausdruckes es auf eine Überlistung abgelegt hat, was doch nicht geschehen soll, wo es sich um Auffindung der Wahrheit handelt. Allein mag er sich dessen auch bewußt gewesen sein, die Schlußfolgerung ist gleichwohl falsch, daß dem, der sich gewohnheitsmäßig betrinke, kein Geheimnis anvertraut werde. Denke doch daran, wie oft ein Feldherr, ein Tribun, ein Centurio Soldaten, die doch nicht immer nüchtern sind, Dinge anvertraut hat, die nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. Zur Beteiligung an der Ermordung des C. Caesar — ich meine jenes Caesar, der nach dem Sieg über Pompejus Herr des Staates war — ward sowohl Tillius Cimber wie C. Cassius vertrauensvoll zugezogen¹⁶⁾. Cassius trank sein Lebtag nichts als Wasser, Tillius Cimber war ein Trunkenbold und ein Zankteufel. Er ließ sich selbst zur Sache folgender-

maßen aus: „Ich kann den Wein nicht ertragen und sollte irgend jemand über mir ertragen?“ Jeder mag sich aus eigener Erfahrung an Leute erinnern, denen man Geheimnisse eher anvertrauen konnte als Wein. Doch ein Beispiel, das mir einfällt, will ich mitteilen, um es nicht verloren gehen zu lassen. Man muß durch hervorragende Beispiele belehrend auf das Leben einwirken. Dabei brauchen wir nicht immer auf alte Zeiten zurückzugehen:

Der Stadtpräfekt Lucius Piso¹⁷⁾ war, nachdem er einmal damit angefangen, immer der Trunkenheit ergeben. Die Nacht brachte er fast ganz beim Zechgelage hin; dafür schlief er bis in die Mittagszeit hinein; diese war für ihn sein Vormittag. Gleichwohl kam er seiner amtlichen Pflicht, auf deren Erfüllung die Sicherheit der Stadt beruhte, auf das gewissenhafteste nach. Selbst der selige Kaiser Augustus betraute ihn mit geheimen Aufträgen, als er ihm die Verwaltung Thraziens, das er unterworfen, übertrug; ebenso Tiberius, als er sich nach Kampanien zurückzog zu einer Zeit, wo in Rom viel Argwohn und Gehässigkeit gegen ihn herrschte. Vermutlich weil er mit dem dem Trunke ergebenen Piso gut gefahren war, machte er später den Cossus zum Stadtpräfekten, einen sonst ernsten und gesetzten Mann, der aber dem Wein genuß im Übermaß ergeben war, so daß er einst aus dem Senate, in den er von einem Zechgelage gekommen war, in einen todähnlichen Schlaf versunken, fortgetragen werden mußte. Gleichwohl übersandte er ihm häufig eigenhändige Schriftstücke, deren Inhalt er selbst seinen höchsten Dienern nicht anzuvertrauen für gut fand. Der Wachsamkeit des Cossus entging kein Geheimnis, mochte es nun einzelne oder den Staat betreffen.

Halten wir uns also Redensarten wie die folgen-

den vom Leibe: „Ein der Trunkenheit ergebener Geist hat sich nicht in der Gewalt. Wie der Most selbst Fässer sprengt und durch seine hitzige Kraft das Unterste nach oben schleudert, so wird, wenn der Wein in Wallung kommt, das tiefste Geheimnis ans Licht emporgetrieben und kommt zu Tage. Wer mit Wein überladen ist, der kann ebensowenig seine Geheimnisse bei sich behalten wie die bei solchem Übermaß von Weingenuß verzehrten Speisen. Gleichviel ob ihm oder anderen gehörig, er gibt sie von sich.“ Dies mag allerdings häufig der Fall sein; aber ebenso kommt es auch häufig vor, daß man mit Leuten, die wir als Liebhaber des Weines kennen, über besonders wichtige Angelegenheiten beratschlagt. Es fällt also die als sicheres Beweismittel gebrauchte Behauptung in sich zusammen, daß dem gewohnheitsmäßigen Trinker kein Geheimnis anvertraut werde.

Wie viel angebrachter ist es, der Trunkenheit offen auf den Leib zu rücken und ihre Lasterhaftigkeit darzulegen, die doch ein auch nur erträglicher Mensch schon meidet, geschweige denn ein vollkommener und weiser, dem es genügt, seinen Durst zu löschen, und der, wenn auch ein heiteres geselliges Beisammensein sich der anderen wegen etwas länger hinauszieht, es doch nie zur Trunkenheit kommen läßt. Denn ob der Weise durch übermäßigen Weingenuß aus seiner Seelenruhe gebracht werde und auf die Sprünge der Trunkenen komme, wollen wir später in Betracht ziehen. Einstweilen frage ich: wenn du dartun willst, daß der sittlich auf der Höhe Stehende sich nicht betrinken dürfe, was bedarf es dazu kunstgerechter Schlußfolgerungen? Mache einfach klar, wie schimpflich es sei, sich zu überladen und das Maß seines Magens nicht zu kennen; was ein Trunkener alles tue, worüber der Nüchterne errötet; Trunkenheit sei nichts anderes als freiwillige

Geistesstörung. Laß des Betrunkenen Zustand sich auf mehrere Tage ausdehnen: kannst du dann noch an seinem Wahnsinn zweifeln? Auch so ist er nicht geringer, sondern nur kürzer. Halte ihnen des mazedonischen Alexander Beispiel vor, der seinem liebsten und treuesten Freund Clitus beim Trinkgelage den Todesstoß versetzte und, als er erkannt, was er getan, sich den Tod geben wollte, wozu er auch alle Ursache hatte. Wie die Trunkenheit jedem Laster Vorschub leistet, so enthüllt sie es auch und verscheucht jede Scheu vor etwaigen verwerflichen Absichten, denn häufiger ist es die Scham vor der Sünde als der gute Wille, der von dem Verbotenen abhält. Sobald des Weines überwältigende Kraft die Herrschaft über uns gewonnen, tritt jedes bisher verborgene Laster zutage. Die Trunkenheit erzeugt nicht unsere Untugenden, sie bringt sie nur ans Licht. Da dauert es dem Wollüstling viel zu lange, bis er in sein Schlafgemach kommt, gleich auf der Stelle erlaubt er seinen Begierden, wonach sie Verlangen getragen. Da läßt der Schamlose den Schleier fallen und gibt sein Laster der Öffentlichkeit preis. Der Frechling hält nicht zurück, weder mit seiner Zunge noch mit seinem Arm. Es wächst der Übermut des Anmaßenden, die Grausamkeit des Unbarmherzigen, die Bosheit des Scheelsüchtigen. Jedes Laster wird entfesselt und drängt sich hervor. Dazu gesellt sich jene Verdunkelung des Selbstbewußtseins, die stammelnde und unsichere Art des Sprechens, der irre Blick, der taumelnde Gang, der Schwindel im Kopf, der das ganze Haus in Bewegung erscheinen läßt, als würde es von einem Wirbelsturm im Kreise herumgetrieben, die quälenden Magenbeschwerisse, wenn der Wein aufgährt und die Eingeweide in Spannung versetzt. Doch dieser Zustand ist immerhin noch erträglich, so lange der Trunkene noch bei Kraft ist.

Aber wie, wenn diese Kraft unter dem Einfluß des Schlafes schwindet und die bisherige Trunkenheit in Unverdaulichkeit umschlägt? Bedenke ferner, welche Verwüstungen die zum Volkslaster gewordene Trunkenheit angerichtet hat: die mutvollsten und kriegerischsten Völkerschaften hat sie dem Feinde in die Hände geliefert; den Zugang durch Mauern hat sie ermöglicht, die in jahrelangem Kampfe hartnäckig verteidigt worden waren, hat die trotzigsten und gegen jedes Joch sich aufbäumenden Menschen fremder Botmäßigkeit unterworfen, hat Männer, die in der Schlacht unüberwindbar waren, durch den Weinrausch bezwungen. Alexander, dessen ich oben gedachte, hatte so viele Märsche, so viele Schlachten, so viele Winterfeldzüge unter Überwindung zeitlicher und örtlicher Schwierigkeiten überstanden, hatte Flüsse unbekannten Ursprungs in großer Zahl und weite Meeresflächen ungefährdet hinter sich gelassen: aber die Maßlosigkeit im Trinken und jener verhängnisvolle Herkulespokal brachten ihn ins Grab. Was ist's für ein Ruhm, die Kraft zu haben, viel in sich hineinzuschütten? Wenn du auch die Siegespalme errungen, wenn auch deine Zechgenossen, vom Schlaf überwältigt und das Genossene von sich gebend, taub sind gegen deinen Zuruf zum Trinken, wenn du auch als einziger das ganze Gelage überdauerst, wenn du auch alle an großartiger Mannhaftigkeit hinter dir gelassen und es dir niemand an Trunkfestigkeit gleich getan, so wird doch das Faß dich hinter sich lassen. Was war es anders, was den Antonius, diesen hervorragenden und geistbegnadeten Mann, zugrunde gerichtet und zum Sklaven fremder Sitten und unrömischer Laster gemacht hat als die Trunksucht und, was dieser die Wage hielt, die Liebe zur Kleopatra? Das war es, was ihn zum Feind des Staates, was ihn seinen Gegnern unterlegen machte. Das machte ihn grausam

genug, um sich beim Mahle die Häupter der Großen des Staates zur Besichtigung bringen zu lassen, um inmitten der ausgesuchtesten Tafelgenüsse und der Entfaltung königlicher Herrlichkeit die Gesichter und Hände der Geächteten wiederzuerkennen, um vom Weine überladen doch noch nach Blut zu dürsten. Es war ganz unausstehlich, daß er während solcher Prüfung sich trunken mache; aber wieviel unausstehlicher noch war es, daß er auch noch in der Trunkenheit selbst in dieser Prüfung fortfuhr. Der Trunksucht gesellt sich eben in der Regel die Grausamkeit bei. Denn unter der Trunksucht leidet die geistige Gesundheit und schlägt in Roheit um. Wie langwierige Krankheiten die Menschen verdrießlich und geneigt machen beim geringsten störenden Anlaß in Wut zu geraten, so bringt andauernde Trunkenheit die Seele in einen Zustand der Verwilderung. Denn da sie oft nicht bei sich sind, wird diese Verdunkelung des Geistes zur dauernden Gewohnheit, und die durch den Wein erzeugten Schwächen bleiben in anhaltender Wirkung auch ohne Wein.

Was also den Weisen anlangt, so erkläre kurz und bündig, warum er sich nicht betrinken darf. Weise die Verwerflichkeit und Ungebührlichkeit der Sache durch Tatsachen nach, nicht durch Worte. Es ist leicht genug. Zeige, daß, was man Vergnügen nennt, sobald es das Maß überschreitet, zur Strafe wird. Denn willst du durch künstliche Folgerungen beweisen, der Weise könne sich wohl durch reichlichen Weingenuß benebeln, bewahre aber trotz des Rausches die rechte Haltung¹⁸⁾, so kannst du durch Folgerungen auch erschließen, er werde nicht sterben, auch wenn er Gift geschluckt, nicht einschlafen, auch wenn er einen Schlaftrunk zu sich genommen, seinen Mageninhalt nicht von sich geben und auswerfen, wenn er Nieswurz ge-

nossen. Aber wenn sein Gang unsicher wird, wenn er seine Zunge nicht mehr in seiner Gewalt hat, warum solltest du ihn dann nicht zwar noch teilweise für nüchtern, teilweise aber auch für betrunken halten?

Vierundachtzigster Brief

Wie soll man es mit der Lektüre halten, um sie fruchtbar für sich zu machen?

Meine gelegentlichen Ausflüge, die mich aus meiner Trägkeit aufrütteln, sind, wie ich finde, nicht nur meiner Gesundheit zuträglich sondern auch meinen Studien. Inwiefern sie meiner Gesundheit dienlich sind, siehst du ohne weiteres. Denn da eben die Liebe zu den Wissenschaften mich, was den Körper anlangt, säumig und nachlässig macht, so verschaffe ich mir die nötige Bewegung durch die Anstrengung anderer. Was aber den Nutzen dieser Ausflüge für meine Studien anlangt, so kann ich dich versichern: meine Lektüre erleidet durch sie keine Unterbrechung. Diese Lektüre aber ist für mich, wie ich glaube, unentbehrlich, erstens um nicht mit mir allein zufrieden zu sein, sodann, um, wenn ich mich mit den Forschungen anderer bekannt gemacht habe, mir ein Urteil zu bilden über den Wert ihrer Entdeckungen und auf weitere Entdeckungen auszugehen. Die Lektüre nährt den Geist und erfrischt den durch das Studium Ermüdeten, doch nicht ohne eigenes Studium. Wir sollen weder bloß schreiben noch bloß lesen. Das erstere, die Schriftstellerei, verzehrt unsere Kraft und erschöpft sie, das andere zerstreut und zersetzt sie. Man muß abwechselnd den einen und den anderen Weg einschlagen und das rechte Mischungsverhältnis für beide finden, um, was man durch Lesen gesammelt hat, durch die Feder zu einem einheitlichen Ganzen zu gestalten.

Wir müssen uns, wie man zu sagen pflegt, die Bienen zum Vorbild nehmen, die umherschwärmen und die zur Bereitung des Honigs dienlichen Blüten aussaugen, dann aber, was sie eingebracht, zurechtlegen und auf die Waben verteilen, wie unser Vergil sagt¹⁹⁾:

häufen des Honigs
Klarsten Seim und füllen mit köstlichem Nektar die Zellen.

Was die Bienen betrifft, so weiß man nicht sicher, ob der Saft, den sie aus den Blüten saugen, schon wirklicher Honig ist. oder ob sie dem, was sie gesammelt, erst durch eine besondere Mischung und die Eigenart ihres Lebenstriebes diesen besonderen Geschmack verleihen. Denn es gibt Vertreter der Ansicht, daß ihnen nicht das Vermögen Honig zu bereiten, sondern nur das, ihn zu sammeln, zukomme. Sie machen geltend, daß sich in Indien auf den Blättern gewisser Schilfarten Honig finde, der entweder das Erzeugnis des in jenem Klima heimischen Taues sei oder aus dem süßen und dicken Saft des Rohres selbst sich bilde. Auch in unserer Pflanzenwelt finde sich der nämliche Saft, nur weniger ausgeprägt und erkennbar, den das hierzu geschaffene Bienenvolk suche und sammle. Andere hinwiederum meinen, der Saft, den die Bienen aus den zartesten Teilen der Pflanzen und Blüten ziehen, erlange erst durch eine gewisse Zubereitung und Verarbeitung die Eigenschaft des Honigs, nicht ohne eine Art von Gährungsprozeß, durch den das Verschiedenartige zur Einheit verschmolzen wird.

Doch ich will nicht weiter von meinem Thema abschweifen. Also auch wir müssen diese Bienen nachahmen, müssen alles, was wir durch mannigfaltige Lektüre zusammengetragen, nach bestimmten Gesichtspunkten trennen — denn gehörig gesondert bewahrt es sich besser — und müssen sodann jene mancherlei Lesefrüchte unter Aufbietung unserer vollen geistigen

Kraft und Fähigkeit zu einem gleichartigen Ganzen verschmelzen, dergestalt, daß, wenn man auch erkennt, woher es entnommen ist, es sich doch, verglichen mit der Ursprungsstelle, als etwas anderes darstellt. Den-selben Vorgang können wir an unserem Körper be-obachten, wo ihn die Natur ohne jedes Zutun unse-reits sich vollziehen läßt. Solange die Nahrungsmittel, die wir in uns aufgenommen haben, sich in ihrer Be-sonderheit erhalten und unverdaut den Magen füllen, belästigen sie uns; erst wenn sich die Wandlung ihres bisherigen Zustandes vollzogen hat, geben sie ihren Beitrag zu unserer Kräftigung und Blutbildung. Die-selbe Leistung wollen wir der geistigen Nahrung auf-erlegen: was wir in uns aufgenommen haben, dürfen wir nicht völlig unverändert lassen; sonst ist es fremdes Gut. Wir müssen es verdauen; sonst bereichert es nur unser Gedächtnis, nicht unseren Geist. Wir müssen uns ehrlich damit einverstanden fühlen und es uns zu eigen machen, damit aus der Vielheit sich eine Einheit bilde, wie aus den vielen Einzelposten eine einzige Zahl wird, wenn man einzelne kleinere und getrennte Summen in einer Gesamtrechnung zusammenfaßt. So soll auch unser Geist verfahren: alle seine Hilfsmittel entziehe er der öffentlichen Kenntnis, nur das lasse er sehen, was er selbst hervorgebracht. Auch wenn bei dir eine gewisse Ähnlichkeit mit irgend einem her-vortritt, dessen du mit unauslöschlicher Bewunderung gedenkst, soll, wenn es meinem Wunsche nach geht, die Ähnlichkeit die eines Sohnes (mit dem Vater), nicht die eines Bildes (mit dem Original) sein; das Bild ist ein toter Gegenstand. „Wie also? Soll man es nicht merken, wessen Rede du nachahmst, wessen eigenartiges Beweisverfahren, wessen Gedanken?“ Ich glaube, zu-weilen kann man es gar nicht bemerken, wenn ein hervorragend geistvoller Mann allem, was er wer weiß